Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 122 (1956)

Heft: 2

Artikel: Rückzugskämpfe im Gebirge

Autor: Frank

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-26465

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Er diente aber auch als eine Art von «Geisel» und bürgte für die Durchführung unserer Anordnungen.

So lange die Straße aus Toronya nach Leopoldsdorf und die Fahrwege nach Rafailowa und Jasien total verschneit waren, bewegten sich auf der Straße über den *Jablonica (Tataren)-Paß,* aus Tatarow nach Körösmezö, unendlich lange Kolonnen von verschiedenen Fahrzeugen zersprengter deutscher Truppen, Stäben, Verwaltungsbehörden usw. in buntem Durcheinander. Auch viele ukrainische und polnische Flüchtlinge suchten hier den Weg der Rettung vor den Greueln der Russen und Kommunisten, welche sie schon in der ersten Periode des russisch-kommunistischen Regimes von 1939/1941 kennen gelernt hatten.

Das Bild, welches sich hier bot, war nicht sehr ermutigend.

Ich stand am Tataren-Paß, an jenem Punkte der ungarischen Grenze, für welchen ich nun die Verantwortung zu tragen hatte, auf welcher Paß-Straße ich 1916/17 als Leutnant und Kompagniekommandant im österreichisch-ungarischen Inf.Rgt. 101 schon einmal gekämpft hatte.

Die mir bekannten Berge Sumarem, Kuckul, Siemczuk, Magura und die Höhe 1064 winkten mir als alte Bekannte zu und der auf dem Tataren-Paß liegende Heldenfriedhof meines ehemaligen Regiments mahnte mich zur Erfüllung meiner ganz besonderen Pflichten.

Es wird nicht schwer sein sich vorzustellen, mit welchen Gefühlen ich meine Dispositionen dort, an jenem düsteren Wintertage, getroffen habe und wie ich auf meine Unterführer einwirkte.

Denn es ging auch damals nur um die *Moral der Truppe.* Im Kampfe kommt es, auch heute noch, *nur* auf den einzelnen *Mann* an!

(Fortsetzung folgt)

Rückzugskämpfe im Gebirge

Von Major a. D. Frank

Nun war es endlich geschafft. Innerlich erleichtert und befriedigt sah ich hinauf zu den wildzerklüfteten Gipfeln der über zweitausend Meter hohen Berge Nordalbaniens beiderseits des reißenden Schwarzen Drin. Dort oben standen, gut getarnt und feuerbereit die 7,5-cm-Kaliber-Gebirgsgeschütze; eingerichtet auf Fushi i Lures, einem hochgelegenen kleinen Bergdorf, dessen weit auseinander liegende, düstere Steingebäude wie kleine, aber uneinnehmbare Burgen wirkten. Aufklärung und Agentenmeldungen hatten ergeben, daß unser unangenehmster und gefährlichster Feind, ein südalbanischer Bandenführer mit seinem Stab sich darin befand. Wir kannten seine

Absicht, mit seinen meist zwangsrekrutierten Einheiten, den noch nationalgesinnten Norden des politisch zerrissenen Landes von deutschen Truppen zu säubern und dann das ganze Gebiet unter seinen Einfluß zu bringen.

Aus allen vier Himmelsrichtungen waren Kampfgruppen gegen ihn angesetzt. Wir waren die nördliche davon. Wir sollten mit Beginn des nächsten Tages angreifen. Alle Vorbereitungen dazu waren in diesem schwierigen Gelände getroffen und mit tatkräftiger Hilfe befreundeter nationalalbanischer Bandengruppen beendet worden. Große Schwierigkeiten waren zu überwinden gewesen, Waffen, Munition, Gerät und ausreichend Gebirgsverpflegung durch das unwegsame und wasserarme Karstgebiet heranzuschaffen.

Als es zu dunkeln begann, gingen die Funker nochmal auf Empfang mit der Gegenstelle beim Armeekorps. Währenddem zündeten die nationalen Bandengruppen auf den Höhen Lagerfeuer an. Sie taten es auch dort, wo keine Besetzungen von uns oder ihnen mehr waren, sie wollten damit den Gegner über die eigene Stärke täuschen. Wir mußten uns mit dieser Art Kriegslist abfinden. Sie stand zu unserer Auffassung im Gegensatz. Wir vermieden bei Nacht jedes Licht.

Ich hatte die Einheitenführer um mich versammelt und besprach mit ihnen alle Einzelheiten für die Durchführung des Angriffs am kommenden Morgen.

Als wir gerade auseinander gehen wollten, brachte mir der Nachrichtenzugführer einen dringenden Funkspruch. Verwundert las ich ihn mehrmals durch, während die Offiziere mich erwartungsvoll ansahen.

«Unternehmen ‚Fuchsjagd' sofort abbrechen.
Kampfgruppe zurück nach Kuckes.
Voraussichtliches und tatsächliches Eintreffen dort melden.
Kommandeur Ia anrufen.»

Verärgert ließ ich das Blatt sinken. Alle aufgewendete Kraft von Soldaten, Albanern und Tragtieren sollten also umsonst gewesen sein! Auch die Offiziere schüttelten die Köpfe, als ich ihnen den neuesten Befehl der vorgesetzten Dienststelle, die sich in dem nahezu 400 Kilometer entfernt gelegenen Tirana befand, vorgelesen hatte.

Es war ein klarer Rückzugsbefehl. Daran war nichts zu ändern. Er bedeutete für uns ein Umdenken und Umorganisieren um genau 180 Grad. Dazu kam die Schwierigkeit, den innerlich ganz auf Angriffserfolg eingestellten Soldaten das unvermittelte Zurückgehen klarzumachen. An die nationalgesinnten albanischen Gruppen aber, die noch immer treu zu uns hielten und mit uns gemeinsam ihre Heimat und ihren Besitz verteidigten, wagte ich gar nicht zu denken. Mit unserem Rückzug würden wir nicht nur

ihr Vertrauen, sondern unser Prestige verlieren. Diese einfachen, heimattreuen Gebirgsmenschen, denen das gegebene Männerwort und der Schwur heute noch so heilig sind wie einst ihren Vorfahren unter dem Berg- und Freiheitshelden Skanderbeg, mußten uns für Verräter an ihrer Sache halten. Mit unserem Abzug aus ihrem Siedlungsraum waren sie ihren überlegenen und erbitterten Feinden ausgeliefert.

Ich kämpfte mit mir selbst. Schließlich aber hat jeder Vorgesetzte, der einen Befehl gibt, seinen Grund dafür. So siegte der Soldat in mir über den Menschen.

★

In der Nacht war es unmöglich, die von uns bezogenen Stellungen an Wänden und Schroffen ohne schwere Unfälle und den Verlust von Waffen, Gerät und wertvollen Tragtieren zu räumen. Es konnte erst beim Morgengrauen geschehen. Trotzdem begann eine fieberhafte Tätigkeit: Telefone rasselten, Melder pürschten sich durch halsbrecherisches Gelände, Tragtiere wurden herangeführt und zum Belasten fertig gemacht. Unterwegs befindliche Nachschubkolonnen mußten abgefangen und umdirigiert werden. Alle Motorfahrzeuge waren an der 30 Kilometer von uns entfernten Straße, dem Sammelplatz der Kampfgruppe, zusammenzuziehen, für den Abtransport der Mannschaften nach Kuckes. Einheimische, berggewohnte Führer sollten den Einheiten dienstbar gemacht werden und unzählige Kleinigkeiten bedurften der Vorbereitung zur Gewährleistung eines sicheren und schnellen Rückmarsches, der unseren Feinden schon vor uns bekannt war, wie wir später erfuhren.

★

In Kuckes, einem Präfekturstädtchen am Zusammenfluß des Schwarzen mit dem weißen Drin, kam die Telefonverbindung zum Korps ausnahmsweise schnell zustande.

«Haben Sie den Wehrmachtsbericht gehört?» fragte mich der erste Generalstabsoffizier.

«Nein, dazu war noch keine Gelegenheit. Aber meine Funker sagten mir, Rumänien wolle kapitulieren.»

«Es hat schon, mein Lieber. Aber es gibt noch viel Schlimmeres, nämlich südlich davon!»

«Was, Bulgarien auch?» dachte ich laut.

«Ja», sagte er nur.

«Nun Ihr Auftrag: Straßensicherung für die von Kreta und aus Griechenland zurückkommenden Truppen.»

★

Es war also soweit. Jetzt kam, was wir schon lange befürchtet hatten. Wir waren mehr als 1500 Kilometer von den damaligen Reichsgrenzen entfernt, befanden uns mitten im schwierigsten, wegearmen Gebirgsgelände, dauernd bedroht von vielen, kleinen bewaffneten albanischen Bandengruppen, denen auch die schießbegeisterten Halbwüchsigen angehörten, geführt von Patrioten, deren Gesetz ihres Handelns vom Streben nach Unabhängigkeit und einem unbändigen Freiheitswillen bestimmt war. Sie waren überall und nirgends. Nie konnte man ihnen ernstlich beikommen. Nach ihren Überfällen auf uns verschwanden sie spurlos. Weiter nördlich fochten die proletarischen Brigaden Titos, eine gut ausgebildete, disziplinierte Truppe. Dazu kamen nun die Bulgaren. Sie waren uns als gute Soldaten in Erinnerung und kaum 100 Kilometer weit entfernt. Am nördlichen Donauufer versperrten uns die Rumänen den Weg. Mit ihnen allen zusammen aber erschienen auch wieder die Sowjets. Wir kannten sie aus vielen Schlachten als gute Soldaten und verbissene, zähe Kämpfer.

Eiskalt rieselte es mir bei diesen Gedanken über den Rücken. Dabei wagte ich nicht daran zu denken, daß die Invasion am Atlantik gelungen war und die westlichen Alliierten mit frischen, überlegenen Kräften sich dem Rhein näherten, die Sowjets längst schon Ostpreußen bedrohten, die laufenden feindlichen Fliegerangriffe bei Tag und Nacht das gesamte Heimatgebiet zerstörten, während wir, statt Deutschland an seinen Grenzen zu verteidigen, aufgesplittert in einzelne Kampfgruppen und meist allein aur uns gestellt, noch auf dem Balkan uns aussichtslos herumschlugen.

Ich schilderte meinen müden, abgekämpften Männern die Lage so, wie sie tatsächlich für uns war. Aber wir verloren nicht den Mut. Nur ein Gedanke beseelte uns noch und gab uns die innere Kraft zum Durchhalten; um jeden Preis die Heimat zu erreichen.

Als unsere Aufgabe der Straßensicherung, die wir nur bedingt zu erfüllen in der Lage waren, beendet war, sollten wir in den Raum um Belgrad verlegt werden. Wir schlugen uns bis zur Bahn nach Orusovac durch, verluden in den ersten Oktobertagen und waren glücklich, als die Güterwagen endlich auf den ausgefahrenen Geleisen mit uns nach Norden rumpelten. Es war eine lange und gefährliche Fahrt. Belgrad aber erreichten wir nie. Der Zug wurde immer wieder beschossen und oft waren Eisenbahnschienen abgebaut oder gesprengt.

In Kracujewac, einer jugoslawischen Kreisstadt an der Lepenica, herrschte ein wildes Durcheinander. Häuser brannten, Munition explodierte, Zivilpersonen flohen in großen Scharen nach dem Westen und deutsche und italienische Soldaten drängten sich auf dem Bahnhofgelände. Wir fuhren weiter und stellten nach wenigen Kilometern fest, daß wir mitten in die

Sowjets hineingefahren waren. Gottlob waren die Russen von unserer plötzlichen Ankunft genau so überrascht wie wir von ihrer Anwesenheit. So gelang es, trotz wilder und planloser Schießereien auszuladen und auf den Höhen in Stellung zu gehen.

Tagelang wogten die Kämpfe um einen Eisenbahnknotenpunkt hin und her, der unbedingt in deutscher Hand bleiben sollte. Dreimal hatten wir ihn freigekämpft und dreimal schlugen uns die Rotarmisten wieder zurück und drangen dann langsam aber sicher weiter vor.

Am Stadtrand von Kracujewac stießen wir auf eine andere deutsche Kampfgruppe. Nun verteidigten wir die Stadt, in der sich der gesamte Troß einer Gebirgsdivision befand, gemeinsam. Pausenlos hämmerte die russische Artillerie auf uns. Fliegerangriffe erfolgten mehrmals in jeder Stunde. Es schienen immer dieselben Flugzeuge zu sein, die uns zusetzten. Ihr Flughafen mußte sich in der Nähe befinden. Sie flogen nur zurück, um neue Munition zu holen. Feindliche Infanterie griff von Osten, Westen und Süden her an. Es gelang ihr, in einzelne Stadtteile einzudringen. Saß sie aber erst fest, war sie nicht mehr zu vertreiben. Häuser- und Nahkämpfe entbrannten in der gewohnten, vernichtenden Art. Panzer drängten zum Stadtkern vor und sperrten durch ihr Feuer ganze Straßenzüge. Unser Schicksal schien nun endgültig besiegelt zu sein.

Ich verteidigte mit meinem verstärkten Bataillon den ostwärtigen Stadtrand. Jeder Soldat war ein vollkommen selbständig handelnder Einzelkämpfer, der in jeder Lage wußte, was er zu tun hatte.

Das Gelände vor uns war übersät mit gefallenen Russen. Aber sie griffen immer wieder an, ohne Rücksicht auf Verluste. Wenn sie in unserem Abwehrfeuer stockten und in volle Deckung gingen, wurden sie durch ihre Kommissare und sogar durch Maschinengewehrfeuer wieder vorgetrieben. Ihre Massenangriffe unterstützten sie durch die von uns gefürchteten überschweren Granatwerfer, deren 12,2 und 17 cm kalibrigen Wurfgranaten stets große Ausfälle verursachten. Dieses Feuer verstärkten sie durch ihre Stalinorgeln. Die moralische Wirkung war weitaus größer als die der Splitter. Die Lage in unserem Abschnitt wurde immer kritischer. Wenn aber für einen gefallenen Gegner 10 andere kommen und wenn die erledigt sind, 100 auf derselben Stelle erscheinen, dann kommt einmal der Moment, in dem diese Massen in die schwachen eigenen Linien einbrechen und – nach dem Kampf Mann gegen Mann – auch durchbrechen.

Wir ersehnten den Einbruch der Dunkelheit – und wir hielten. Lieber wollten wir sterben, als in russische Gefangenschaft gehen.

Unaufhörlich strömte der Regen auf uns herab. Schwarze Wolken zogen am Himmel dahin und ein eisiger Wind blies durch unsere durchnäßten

Uniformen bis auf die Haut. Längst waren die notdürftigen Stellungen voll Wasser. Der kalte, eklige Schlamm erhöhte das Kältegefühl noch im Körper. Viele von uns waren krank und hatten Fieber. Wann wir das letzte Mal etwas gegessen hatten, wußten wir nicht mehr. Nun ging auch noch die Munition zu Ende.

Endlich wurde es dunkel. Langsam ließ die Gefechtstätigkeit nach. Schließlich brachte uns die russische Artillerie noch den gewohnten «Abendsegen». Es schien, als ob die gesamten russischen Geschütze ihre volle Munitionsausstattung noch verschießen müßten.

Als es finster war, konnte man sich erheben, Verpflegung und Munition kamen heran.

Ich selbst wollte Verbindung aufnehmen. In einem fensterlosen Haus fand ich den Chef einer 16. Jägerkompagnie. Seine beiden Knöchel waren durchschossen. Er lieh mir ein Beiwagenkrad. Damit fuhr ich zum Gefechtsstand des deutschen Obersten in der Stadt. Die Morawa war über ihre Ufer getreten und hatte die tieferliegenden Straßen überschwemmt.

Erstaunt über mein Kommen, sah mich der Oberst mit eingefallenen Augen an.

«Ich bitte um Orientierung über die Lage. Meinen Abschnitt kann ich morgen nicht mehr halten. Wir haben große Ausfälle und die Männer sind am Ende ihrer Kraft!»

«Stimmt, morgen werden wir fallen oder gefangen» sagte er, heftig an seiner Zigarette ziehend.

«Nein, Herr Oberst. Ich habe den ganzen Krieg überstanden. Ich will weder das eine noch das andere.»

Ankommende Melder unterbrachen unser Gespräch.

«Herr Oberst, die Russen stürmen soeben das Soldatenheim.»

«Wir haben keine Munition mehr und können nicht mehr halten.»

«Panzer sind durchgebrochen und stehen schon seitlich der Hauptstraße bei der Konservenfabrik.»

«Unseren Troß haben die Russen geschnappt – und der Hauptmann ist gefallen.»

«Die Russen schießen seit einer Stunde mit allen Waffen auf die Ausfallstraße nach Westen.»

So, als ob damit das Stichwort für ihn gefallen sei, wandte sich der Oberst, der die Hiobsmeldungen mit undurchdringlichem Gesicht angehört hatte, ruckartig an mich.

«Die Straße ist unsere einzige Rettung. Wir müssen sie freihalten. Geben Sie mir dazu eine Kompagnie!» sagte er in bittendem Ton.

«Nicht gerne, Herr Oberst.»

«Wir müssen die Straße freikämpfen, geben Sie mir zwei Kompagnien.»

Betreten schwieg ich. Ein Gedanke kam mir: Wie, wenn ich mit einer Kampfgruppe selbst die Straße freikämpfen würde? Wir wären dann aus dem Hexenkessel heraus!

Der Oberst sah mich an. Er schien zu grübeln. Dann legte er seine Hände auf meine Schultern und sagte:

«Übernehmen Sie selber den Auftrag. Versuchen Sie den jenseitigen Stadtrand zu gewinnen. Bei Nacht wird es Ihnen vielleicht gelingen. Es liegt dann ganz an Ihnen, ob unser Kampf hier noch Zweck hat und ob die Trosse und wir hinauskommen oder nicht!»

Ich nickte nur und ging.

Inzwischen war es finster geworden. Der Fluß stieg noch immer. Das Wasser auf der Straße reichte mir bis an die Knie. Vereinzelt erhellte sich der Himmel durch flackernde Leuchtzeichen. Irgendwo klang das Gebrumm schwerer Panzer auf.

*

Wie eine lange, graue Perlenkette zog ich meine Soldaten, die sich am Seitengewehr des Vordermanns festhielten, um den Anschluß nicht zu verlieren, in Reihe hinter mir her.

Wir schlängelten uns an triefnassen Pferdeschweifen und hängenden Muliköpfen vorbei und quetschten uns zwischen Tierleibern und Fahrzeugen hindurch. Niemand sprach. Wie ein Gespensterhaufen schlichen wir vorwärts. Nur wenn einer mit seinem Gesicht auf den weichen Hinterteil eines Zug- oder Tragtieres unvermutet aufstieß oder die Nase auf das Kochgeschirr seines Vordermannes prallte, wurde ein kerniger Fluch gemurmelt.

Ich tastete mich den Männern voran. Langsam, ganz langsam, aber stetig kamen wir vorwärts und gewannen an Boden nach Westen. Damit entfernten wir uns immer mehr vom Kern der verlorenen Stadt.

Nach Stunden endlich war der Westrand erreicht. Die Straße fiel ein wenig ab. Rechts standen Häuser. Die Augen hatten sich so an die Dunkelheit gewöhnt, daß ihre Konturen zu erkennen waren.

In einer Fabrikhalle ließ ich die Männer untertreten. Sie sanken sofort auf den harten, kalten Boden. Ich ging, um mich über das Gelände und die Feindlage zu orientieren.

Ein Posten wies mich in ein Haus zu einem Gefechtsstand. Ein Stabsapotheker war der Führer eines zusammengewürfelten «Bataillons» von Uniformträgern, die nie im Einsatz gewesen waren. Feuerwerker, Musiker, Kommandurschreiber und Verwaltungsleute aller Art hatten versucht, das Vordringen der Sowjets an die Straße zu verhindern. Es war nur zu verständlich, daß es ihnen mißlungen war.

Der Feind hielt die Straße noch immer unter Feuer. Ineinander geprallte, getroffene Fahrzeuge versperrten sie. Das Höhengelände beiderseits der Straße war von den Sowjets besetzt. Angeblich saßen sie in kleinen, einst von den Deutschen angelegten Bunkern. Diese Bunker waren also zu nehmen und die Straße mußte freigemacht werden.

*

Regen mit Schnee vermischt peitschte heulender Sturm den Stoßtruppmännern ins Gesicht, die mit dem Oberfähnrich Waas durch die aufgeweichten Felder stapften, um die Bunkerbesatzungen auszumachen und zu vernichten, während andere Gruppen die Straße von den Fahrzeugtrümmern räumten.

Nichts war zu sehen. Niemand wußte, wo der Feind tatsächlich saß.

Da ließ Waas sie halten. Er selbst ging einige Meter zur Seite. Dort leuchtete er mehrmals mit der Taschenlampe und ging daraufhin schnell wieder zu seinen Soldaten zurück. Gespannt und reglos verharrten sie. Was würde geschehen?!

Da blitzte es ganz nahe bei ihnen seitlich auf. Zuckend schoß das Mündungsfeuer eines Maschinengewehrs in die Finsternis durch Sturm und Regen. Da also saßen sie.

«Bleibt hier» flüsterte Waas und verschwand allein im Dunkel der Nacht.

Unbemerkt vom Feind kam er, ein wenig ausholend, an den Bunker heran. Ein schwacher Lichtschein drang aus einer ungenügend abgedeckten Öffnung und wies ihm den Weg.

Wild pochte sein Herz, als er seine Handgranaten vom Koppel nestelte und abzog. Einen Moment hielt er sie noch in der zitternden Hand, dann warf er sie schnell hintereinander ins Innere.

Einem grellen Knall, der die Stille gleichsam zerfetzte, folgten gellende Schmerzensschreie. Sie gingen in klägliches Wimmern über, dann war es totenstill.

Drei seiner Männer, die ihm im Augenblick der Detonation gefolgt waren, besetzten sofort die Anlage.

Waas aber eilte mit den anderen weiter zum nächsten Bunker. Fast auf die selbe Art wiederholte sich dies noch viermal. Nicht immer war es so leicht, wie beim erstenmal. Aber immer ging es gut. Dunkelheit und Regen, die die Sicht verhinderten und die Sowjets ins Trockene lockten, waren gute Bundesgenossen für den Stoßtrupp.

Fast gleichzeitig mit den Bunkern wurde auch die Straße wieder frei von Trümmern.

Nur etwa drei Kilometer entfernt, auf einer schmalen Brücke über die

die Straße führte, lag noch feindliches Artillerie-Störungsfeuer. Vereinzelt schlugen dort, in unregelmäßigen Abständen, auch Pakgeschosse ein. Die Russen schossen also nur auf Verdacht dorthin.

Jetzt trieb ich die wartenden Fahrzeuge vorwärts. Zuerst sollten die Motorfahrzeuge die Stadt verlassen. Lastkraftwagen auf Lastkraftwagen rollte an. Solange ich ihr Geräusch hörte, war ich glücklich! Verstummte es, ging ich selbst und trieb die Fahrer an. Mehrmals mußte ich es mit vorgehaltener und entsicherter Pistole tun, wenn es ängstlichen Chauffeuren an Mut fehlte, über die unter gelegentlichem Feindbeschuß liegende Brücke zu fahren.

Noch in der Nacht gelang es, alle motorisierten Fahrzeuge aus der Stadt herauszubringen. Seit dem Morgengrauen rumpelten die bespannten Fahrzeuge nach Westen. Ein Wagen nach dem anderen zog an meinem Gefechtsstand vorüber. Hunderte mögen es gewesen sein. Sie waren nun, ehe der neue Tag begann, außer Gefahr und vorläufig in relativer Sicherheit.

*

Trotz aller Versuche kam mit dem Gefechtsstand des Obersten keine Funkverbindung zustande. Ich besetzte daher mit meinen Einheiten das Gelände beiderseits der Straße, um sie offen zu halten und versuchte, selbst in die Stadt zu gelangen. Wie gerufen, rollte meine Beiwagenmaschine, seither eingeklemmt in eine bespannte Kolonne, heran.

Gehorsam drehte der Fahrer, nachdem ich Platz genommen hatte, wenn auch innerlich widerstrebend um und fuhr mit mir stadteinwärts. Jetzt, bei trübem Tageslicht, sah die Stadt grauenhaft aus. Die meisten Gebäude waren zerstört, alle aber wiesen Schäden auf. Dicht gedrängt standen noch immer Fahrzeuge in den Seitenstraßen und warteten auf das Einfädeln in die auf der Hauptstraße stadtauswärts rollende Kolonne. Granaten schlugen zwischen ihnen ein und Ratas stießen auf sie herab. Getroffene Menschen und Tiere schrien wild auf, ehe sie starben oder lagen, lautlos in sich zusammengesackt, bleich in Blut und Schlamm.

Den Oberst fand ich noch im alten Gefechtsstand.

Er wollte von mir wissen, wieviele der Fahrzeuge der Vernichtung entgangen seien. Ich konnte die Zahl nur schätzen.

Ich wollte schnellstens wieder zu meiner Einheit. Der Oberst aber hatte sich entschlossen, in der Stadt solange zu halten, bis alle Verwundeten geborgen waren und der Troß in Sicherheit sei. Dazu hatte ich die Ausfallstraße weiterhin offen zu halten.

Froh, aus der Stadt wieder hinaus zu können, setzte ich mich nur auf den hinteren Teil des Beiwagens, so, daß ich jederzeit abspringen konnte.

Langsam rollten wir so zwischen Trümmern, abgeschlagenen Telegrafenmasten, verwirrten Telefondrähten, Sterbenden, Verwundeten, Pferden und Fahrzeugen dahin. Oft mußten wir Hindernisse beiseite räumen, um weiterzukommen.

Wir näherten uns bereits wieder dem Stadtrand, als in einer Seitenstraße helle Geschoßknalle ertönten. Getroffene Pferde stürzten aufs nasse Pflaster.

Mit einem Ruck hielt der Fahrer. Wieder schoß das feindliche Maschinengewehr in die fahrende Kolonne auf der Ausfallstraße.

Ich wollte weder meine Maschine noch Zeit verlieren. Mich drängte es zu meiner Einheit. Ich mußte hinaus aus dem Häusergewirr ins freie Gelände. So sprang ich vom Beiwagen und glitt an den Häuserwänden entlang bis zur Ecke. Als ich zum Sprung ansetzte, um das unter Feindbeschuß liegende Straßenkreuz zu überwinden, riß eine Panzergranate das gegenüberliegende Häuschen auseinander. Einer der gefürchteten Panzer T 34 war durchgebrochen und riegelte durch sein Maschinengewehr- und Geschützfeuer die Hauptstraße nach Westen ab. Die noch in der Stadt befindlichen deutschen Truppen waren eingeschlossen. Ich lief zur Maschine zurück.

«Los, schalte den dritten Gang ein, trete die Kupplung durch. Nach dem nächsten Beschuß gib Vollgas und laß sie los. Es muß uns gelingen, hinaus zu kommen», brüllte ich meinem Fahrer zu.

Nun fielen auch Gewehrschüsse und Maschinengewehre takten, typisch für die sowjetischen, langsam und faul.

Also war auch russische Infanterie in diesen seither noch feindfreien Stadtteil eingesickert.

Wieder schoß der Panzer. Mörtelbrocken und Steine flogen umher. In den weißen Staub und dunklen Rauch hinein hopste das treue Krad.

Da – ein nervenzerreißender Knall, helle Feuerblitze und atemberaubender Gestank vor unseren Köpfen und der vordere Teil des Fahrzeugs flog berstend auseinander. Volltreffer.

Entsetzt schlug der Fahrer die Arme um den blutenden Kopf. Blieb einen Moment noch sitzen, dann preschten wir beide zurück.

«An die Morawa», schrie ich in den anschwellenden Gefechtslärm. Der Schreck gaben uns beiden unheimliche Körperkräfte.

Wir nahmen alle Hindernisse. Zertrümmerten Türen und Fenster, huschten durch die Häuser, sprangen über Zäune, Hecken und breite Gräben, durchstießen mit einem Fußtritt Bretterwände, die sich uns im Wege befanden und erreichten, unverletzt geblieben, zu unserer eigenen Verwunderung, die schnell dahinströmende, hochangeschwollene Morawa, in deren Tal wir gedeckt gegen den Feind zu unserer Einheit gelangen konnten.

Viele Soldaten anderer Einheiten waren mir nachgelaufen und sammelten sich nun mit ausgepumpten Lungen. Erschöpft sanken sie an einer Friedhofmauer auf den weichen Schlammboden nieder.

*

Freudig wurde ich von meinen Männern begrüßt. Sie wähnten mich in Gefangenschaft und hatten gerade einen Stoßtrupp zusammengestellt, um mich wieder herauszuhauen.

Sofort versuchten wir, durch Funk Verbindung mit den im Stadtzentrum eingeschlossenen Truppenteilen aufzunehmen. Sie gelang erst, nachdem wir bei den Artilleristen, deren vorgeschobene Beobachter bei uns waren, eine Batterie ausgeliehen hatten.

Endlich meldete sich der Oberst. Die Sowjets griffen an. Schwere Nah- und Häuserkämpfe tobten in allen Stadtteilen. Viele Verwundete lagen unversorgt herum und wertvolle Waffen und kostbares Gerät drohte in Feindeshand zu fallen.

Ich kämpfte einen schweren inneren Kampf mit mir selbst und rang nach einem Entschluß. Je mehr der Tag fortschritt, um so heftiger griffen die Sowjets meine dünnbesetzten Stellungen auf den Höhen beiderseits der Straße an, die jetzt noch frei war, zum Lösen vom Feind verlockte und zum Absetzen nach Westen geradezu herausforderte. Jetzt war noch Zeit, die gesamte Kampfgruppe in Sicherheit zu bringen. Diese Möglichkeit bestand aber nicht mehr lange.

Aber konnte ich zurückgehen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, den Einschließungsring zu durchbrechen, um den Kameraden zu helfen?!

Funksprüche wechselten hin und her. Aufklärung wurde bis an den Stadtrand vorgetrieben. Signalmunition stieg, fahl leuchtend, zum trübgrauen Himmel empor. Sie orientierte die anderen über die eigene Position. Gewiß, auch der Feind erkannte dadurch unsere Standorte. Aber er wußte ohnehin, wo wir uns befanden und schließlich ist der Krieg alles andere, als eine Lebensversicherung.

Ein Unteroffizier, der in Kärnten aufgewachsen war und gut slowenisch sprach, erbot sich, in landesüblicher Zivilkleidung, sich in die Stadt einzuschmuggeln und mit den eingeschlossenen Truppen Verbindung aufzunehmen. Nach anfänglichem Widerstreben, gestattete ich es und gab ihm genaue Anweisungen. Unter dem Gelächter der Kameraden zog er los. Seine Aufgabe erfüllte er schnell und gut. Er meldete, daß der Weg vom Stadtinneren über die westliche Morawabrücke am Arsenal vorbei, nur schwach vom Feind besetzt sei. Allerdings hätte er seine Tat beinahe mit dem Leben gebüßt. Eigene Artilleristen hatten ihn auf seinem Rückweg für

einen echten Serben gehalten und beinahe standrechtlich erschossen. Gefesselt brachten sie ihn zu meinem Gefechtsstand.

Ich stellte einen Stoßtrupp zusammen. Die Männer meldeten sich freiwillig dazu. Er drang auf der Hauptstraße vor und gelangte, durch Artilleriefeuer unterstützt, mehr als einen Kilometer tief wieder in die Stadt ein. Damit hatte er eine Bresche zu den Kameraden geschlagen, die für sie mit Beginn der Dunkelheit der Weg zur Freiheit wurde.

Wir aber hielten mit schwachen Kräften den fortlaufenden Angriffen der Sowjets stand. Jeden ihrer Vorstöße wehrten wir ab. Sie versuchten immer wieder uns auszuschalten oder zu überrennen. Dabei zeigten sie ein feines Empfinden für Nähte und schwache Stellen der Besetzung im gesamten Verteidigungsabschnitt.

Vorsorglich hatte ich alle Fahrzeuge, Feldküchen und Tragtiere mit den Verwundeten und Kranken zu einer 15 Kilometer hinter uns liegenden Ortschaft rechtzeitig in Marsch gesetzt. Nur meinen Beute-Panzerkraftwagen, einen italienischen Fiat, behielt ich noch bei mir. So waren wir unbelastet und beweglich und konnten uns nach erfüllter Aufgabe schnell absetzen.

Soldaten aller Grade leisteten beim Ausbruch aus Kracujewac Unwahrscheinliches. Artillerie-Kommandeure vernichteten sowjetische Panzer mit Panzernahkampfmitteln. Andere griffen selbst in die Speichen, bis das letzte schwere Geschütz den Steilhang vom Fluß zur Straße heraufgezogen und in Sicherheit gebracht worden war. Unter andauerndem Feindbeschuß schleppten Ärzte auf ihrem Rücken die Verwundeten zum Verladeplatz, bis auch der letzte auf einem Fahrzeug verladen war.

Dauernd rollten nun wieder die Fahrzeuge aus der Stadt nach Westen unter unserem Feuerschutz. Viele bargen traurige, stöhnende Last. Bis Tagesanbruch mußten wir noch halten. –

Mein Gefechtsstand war in einer Baracke an der Straße. Dort ging es zu wie in einem Taubenschlag. Melder kamen und gingen. Offiziere erkundigten sich nach Feindlage und anderen Einheiten. Verwundete wurden gebracht und Munition abgeholt.

Plötzlich starrte ich in das schmutzige und rauchgeschwärzte Gesicht eines befreundeten Stabsarztes, dem ich am Morgen noch in Kracujewac begegnet war. Er stand zitternd vor Erregung. Nach einem Sliwowitz fand er sich wieder. Tränen traten in seine Augen. Er beruhigte sich und erzählte:

Sein Truppenverbandsplatz befand sich in der Schule der Stadt. Der Verwundetenanfall war in den letzten zwei Tagen sehr groß gewesen. Sogar die Treppenstufen im Inneren des Gebäudes hatte er mit Verletzten belegen müssen, da es keine Abtransportmöglichkeiten gab. Heute abend endlich konnte er alle verladen. Die letzten hatte er in seinen Sanitätskraftwagen

untergebracht und war mit ihnen in Richtung der Ausfallstraße gefahren. Sie fanden sie jedoch nicht, irrten lange Zeit in den dunklen Straßen im Stadtinnern herum und waren schon ganz verzweifelt, als der Doktor im schwachen Schein der abgedunkelten Lampen endlich schemenhafte Schatten sah. Erfreut darüber, auf Menschen zu stoßen, war er ausgestiegen und hatte nach der richtigen Straße gefragt.

«Nix deitsch-Russky, Towaresch» antwortete ihm der vermeintliche deutsche Soldat.

Einen Moment hatte der Arzt entgeistert auf die drei Rotarmisten, die ihn neugierig musterten, gesehen. Dann begriff er, sprang in den Wagen neben den Fahrer und raste davon, daß die Verwundeten aufschrien und das Pfeifen der ihm nachgesandten Geschosse übertönten.

*

Beim Morgengrauen hatten die eingeschlossenen Truppen die Stadt verlassen und waren rasch nach Westen weitermarschiert.

Vorsichtig lösten auch wir uns vom Feind. Sicherungen blieben bis zuletzt und rückten dann staffelweise zur Straße, bildeten noch einen Riegel feindwärts, bis die Masse der Einheiten genügend Abstand gewonnen hatten, um zu sammeln und geschlossen abzurücken.

Als die letzte Gruppe da war, verlud auch ich die schweren Funkgeräte in meinen Wagen und fuhr, von meinem Fahrer zu Eile gedrängt, zurück.

Da marschierten sie zurück, ertrugen alle Anstrengungen und Entbehrungen, kämpften und bluteten, um letzten Endes doch noch zu sterben.

Rasch erfaßten die Sowjets und die proletarischen Brigaden Titos die Lage. Sie drängten nach und versuchten uns seitlich zu umgehen und zu überholen. Es gelang ihnen auch oft. In den Bergen versteckte Bandengruppen tauchten auf, schossen überraschend auf marschierende Kolonnen und überfielen Fahrzeuge und Verwundetentransporte.

Deutsche Flugzeuge mit entsprechenden Hoheitsabzeichen erschienen unerwartet zu unserer Freude und wurden beim Anflug begeistert als schon lange nicht mehr gesehene Freunde begrüßt. Aber ihre Besatzungen waren Bulgaren und jetzt unsere Feinde. Sie bekämpften uns mit Erfolg mit unseren eigenen Maschinen.

Wir waren ein wandernder Kessel, der sich, nach oft tagelanger Verteidigung an einem Ort nach allen Seiten im geeigneten Zeitpunkt kämpfend in Bewegung setzte und nach Westen durch den Feind durchbrach.

Im Dezember 1944 begann der Winter mit aller Härte. Eine leichte Schneedecke lag auf der hartgefrorenen Erde. Weder Stellungen für die Lebenden noch Gräber für die Toten war es möglich zu graben.

Auf der weißen Fläche hoben wir uns als weithin sichtbare schwarze Haufen ab, wenn wir zum Kampfe gestellt wurden. Dazu erhöhte der gefrorene Boden die Splitterwirkung der Granaten erheblich.

Es gab keine Unterkünfte. Alle Gebäude in den Flußtälern und auf den Höhen waren seit den Kämpfen zwischen Titobanden und den Tschetnikis, den nationalen Verbänden Draca Mihailowitschs, zerstört. Nur Ruinen und Mauerreste standen noch. Bedrängt von einem unerbittlichen Gegner, den Unbilden der Witterung ausgesetzt, ohne Verbindung mit anderen eigenen Truppen und ohne geregelten Nachschub oder ausreichende Versorgung, schlugen wir uns in des Wortes wahrster Bedeutung im Tale der Morawa zurück bis zur Mündung des Ibar. Die Kraft dazu gab uns allein der Wunsch, lebend und möglichst unversehrt die Heimat zu erreichen, aus der wir einst so zuversichtlich ausgezogen waren. Einzelleistungen wie die folgende, waren keine Seltenheit.

Ein schwacher Zug nur, kaum mehr als zwanzig Mann, verteidigte eine beherrschende, feindwärts steil abfallende Höhe nahe der Ibarmündung. In dürftigen Stellungen wehrten die Männer seit Tagen jeden feindlichen Angriff ab und hielten dem schwersten Granatwerferfeuer stand. Zu ihrer Verstärkung war ihnen ein schweres Maschinengewehr zugeteilt, das eine flache Mulde, die dem Feind gedeckte Annäherungsmöglichkeiten bot, mit seinem Feuer beherrschte.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung griffen die Russen nach langanhaltendem Vorbereitungsfeuer die Höhe an. Infolge des toten Raumes vor unseren Stellungen, kamen sie gedeckt heran und befanden sich plötzlich in der Hauptkampflinie. Es entwickelten sich Nahkämpfe.

Ein ganzer Zug, etwa vierzig Mann stark, stürmte gegen das schwere Maschinengewehr an, das die Mulde sperrte. Durch einen Kopfschuß fiel der Richtschütze, der allein hinter der Waffe lag, aus. Das Maschinengewehr schwieg und die Sowjets drangen vor. Das sah ein junger Gefreiter, der gerade eine ihn angreifende Gruppe Feinde mit seiner Maschinenpistole kampfunfähig gemacht hatte. Er lief in die Mulde, sprang in die Maschinengewehr-Stellung, kniete auf den toten Kameraden und schoß. Inzwischen waren die Russen auf etwa fünfundzwanzig Meter herangekommen. Da – Hemmung – aus! Doch ruhig, wie bei einer Friedensübung, öffnete der Gefreite den Kastendeckel, warf einen Blick auf die im verriegelten Zustand gebliebene Gleitvorrichtung, zog sein Seitengewehr, setzte den Griff an die Gleitrolle und riß damit das Schloß zurück. Dann schloß er den Deckel und schoß weiter. Sämtliche Angreifer brachte er mit einem langen Feuerstoß zur Strecke. Mehr als 30 tote Feinde zählte ich vor dem Maschinengewehr in der Entfernung von 5–25 Meter.

Je weiter wir nach Westen kamen, um so höher stiegen die Berge an. Das Hochgebirge nahm uns schützend auf und wurde unser bester und zuverlässigster Verbündeter. Es gestattete uns, mit geringen eigenen Kräften die wenigen schmalen Straßen in den tief eingeschnittenen Tälern oder an den steilen Hängen nachhaltig zu sperren.

Die Rote Armee aber war auf die Straßen mit ihren Geschützen und Panzern angewiesen, wenn sie uns folgen wollte. So ließ ihr Druck auf uns stetig nach. Auch ihre Flugzeuge blieben aus, da der Kampf aus der Luft in dem zerklüfteten unwegsamen Gebirge wenig Erfolg hatte. Auf den Hochgebirgskampf selbst schien der Feind nicht eingestellt zu sein.

Mit den Banden aber wurden wir trotz ihrer hinterhältigen Kampfweise fertig und erzwangen, wenn auch mit erheblichen Verlusten für uns, unseren Rückzug zunächst bis Serajewo.

Aus ausländischer Militärliteratur

Die Schadenswahrscheinlichkeit beim Einsatz taktischer Atomwaffen

Für jede Waffe können Trefferwahrscheinlichkeitsberechnungen angestellt werden. Ausgehend von den Streuungsverhältnissen der Waffe, den atmosphärischen Bedingungen, der Zielausdehnung usw. wird die Zahl von Schüssen errechnet, die nötig ist, um wahrscheinlich einen Treffer zu erzielen. Sinnvoll sind solche Berechnungen wohl nur, wenn dahinter die Bereitschaft steht, den errechneten Munitionsaufwand für die Erzielung eines Treffers oder der erforderlichen Mehrzahl von Treffern zu leisten. Grundsätzlich anders stellt sich das Problem, wenn überhaupt nur 1 oder 2 Schüsse zur Verfügung stehen. Dann wird diejenige Berechnung interessant, welcher Schaden sich damit wahrscheinlich erreichen lasse. Das ist der Fall beim Einsatz von taktischen Atomgeschossen. Sie erfordern selbst von den Rüstungsgiganten USA und USSR derartige Aufwendungen, daß sie nur in relativ geringer Zahl zur Verfügung stehen und eingesetzt werden können. (Die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion verfügen immerhin heute schon über je etwa 10 000 Atomgeschosse. Red.) Jeder Schuß sollte deshalb ein Volltreffer sein. Das ist er aber nur bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit.

In der «Military Review» vom August 1955 behandelt Oberstlt. Jameson